

# Wissen wir, was wir reden?

Autor(en): **Gyssling, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **51 (1968)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411571>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reg. a. Schluss

Al. Bu.

# Freidenker

Monatsschrift der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz

Nr. 1 51. Jahrgang

Rg 4349

Aarau, Januar 1968

Sie lesen in dieser Nummer...

- Jesuiten, Klöster – und Karl Barth!
- Die Not der Vereinsamung
- Steht Italien vor neuen kirchenpolitischen Entscheidungen?
- Kleine Denkaufgabe!

## Wissen wir, was wir reden?

Vor mir liegt ein Buch, das in der Fülle der in den letzten Monaten erschienenen Werke für mich zu einem der erregendsten geworden ist. Kein James-Bond-Krimi natürlich, keine hochtönenden Proklamationen, sondern eine tiefeschürfende Untersuchung der Sprache, unserer, aller Menschen und Völker Sprache. Sein Autor, der in den USA naturalisierte Japaner Professor Hayakawa, ist einer der Bahnbrecher der Semantik, einer noch jungen Wissenschaft, die der Bedeutung und dem Bedeutungswandel der Worte nachspürt. Hayakawas «Semantik – Sprache als Instrument des Denkens und Handelns» ist nun auf deutsch erschienen (Verlag Darmstädter Blätter, Darmstadt, Haubachweg 5) und gibt eine ausgezeichnete Einführung in die linguistische Semantik, für die es heute an den Hochschulen der USA schon 160 Lehrstühle gibt, die in England, Frankreich und den Ostblockländern immer mehr an Boden gewinnt, bei uns aber noch an keiner Universität vertreten ist. Die Frage, die wir als Titel dieses Aufsatzes gewählt haben, drängt sich jedem aufmerksamen Leser dieses Buches unwillkürlich auf. Angesichts der hohen Bedeutung der Sprache für das menschliche Zusammenleben, als des wichtigsten sozialen Kommunikationsmittels, als Mittel zur Speicherung von Wissen und Erfahrungen durch viele Generationen hindurch und über alle Grenzen hinweg, endlich als Instrument des Denkens – wir denken ja zumeist mit den Worten und Begriffen, welche die Sprache geprägt hat – ist es fast verwunderlich, dass erst in den

letzten Jahrzehnten ihre Durchleuchtung begonnen hat. Die alte Sprachwissenschaft, so verdienstlich sie war, galt mehr den Sprachen als der Sprache, trieb Sprachvergleiche, untersuchte den grammatikalischen Aufbau der Sprachen, die geschichtliche Herkunft der Wortstämme, aber nicht die Bedeutung der Worte und ihren Bedeutungswandel. Da springt nun die Semantik ein. Hayakawa erinnert zuerst daran, dass Wort und Wirklichkeit sich keineswegs decken. Worte sind wie Landkarten, auch die beste von ihnen ist mit dem dargestellten Gelände nicht identisch, informiert uns nur über einige seiner Eigenschaften. Nie kann eine Landkarte zudem der unaufhörlichen Veränderung der Wirklichkeit gerecht werden, ist also schon im Augenblick ihres Erscheinens veraltet. Genau so ist es mit den Worten. Worte, d. h. Geräuschkombinationen, denen wir eine bestimmte Bedeutung beizumessen übereingekommen sind, lassen uns nur sehr ungenau und wenig verlässlich die Wirklichkeit erkennen, ihre Bedeutung wird meist erst durch die Begleitumstände (Tonfall!) klar oder geht aus den Zusammenhängen hervor, in denen wir ein Wort verwenden. Hayakawa gibt zur Illustrierung seiner Thesen eine Ueberfülle einleuchtender Beispiele und macht deutlich, wie sehr wir zumeist in Abstraktionen sprechen, auch dann, wenn wir glauben, uns ganz konkret auszudrücken. Wir können mit dem Wort die Wirklichkeit nie präzise voll erfassen, immer reden und schreiben wir in «Landkarten».

Ueber ein Buch, das die Forschungs-

Mit Forschergeist das Unerforschte zu durchdringen  
in allen Kreisen unsrer Welt,  
vom Kleinsten sich zum Höchsten  
aufzuschwingen  
und sehn, wie e i n Ding sich dem  
anderen gesellt,  
und all das Wissen, was ich konnt  
erringen,  
in der Menschheit Dienst gestellt –  
das ist die Aufgab, die mir ward gegeben.  
Sie zu erfüllen, ist mein täglich Streben.  
Gelingt's – so war nicht ganz umsonst  
mein Leben.

(Aus einem Handpuppenspiel)

ergebnisse einer wissenschaftlichen Disziplin zusammenfasst, kann hier natürlich nur andeutungsweise berichtet werden. Der Raum, der uns zur Verfügung steht, reicht nicht einmal aus für eine detaillierte Wiedergabe des Inhaltsverzeichnisses. Aber jedem, der mit der Sprache im besonderen zu tun hat, ja jedem denkenden Menschen, der sich die Freiheit kritischer Welt- und Daseinsbetrachtung erarbeiten oder bewahren möchte, raten wir zum eingehenden Studium dieses Werkes. Wir sind uns ja oft nicht bewusst, in welchem Mass Information, Folgerung, Urteil, affektives Beiwerk und kunstvoll mit Worten verkleidete Steuerung unseres Denkens und Handelns in der Wortflut vermergt wird, mit der wir täglich berieselt werden oder mit der wir andere berieseln. Wer kritisch denken will, muss bemüht sein um die Brauchbarkeit und Sauberkeit seines Denkwerkzeugs, eben der Sprache, muss wissen, was Worte

sind, was sie so vielfach bedeuten können und worauf sie im Einzelfall zielen. Wir Freidenker sind ja nicht unerfahren in dem Windmühlenkampf gegen Begriffe, vieldeutiger und ungenauer, unfassbarer Abstraktionen, mit denen von interessierter Seite auf die Denkgewohnheiten der Menschen eingewirkt wird. Wir erleben nur zu oft, dass etwa die Vokabel «Gott», wenn uns ihr Sinn und ihre Bedeutung nahegebracht werden soll, mit anderen nicht fassbaren Abstraktionen umschrieben oder zu definieren versucht wird, mit pseudologischen Beweisketten, die sich gleich einer Schlange in den eigenen Schwanz beißen und den Zuhörer im Kreis eines Abstraktionenkarussells herumführen. Die Worte: «Ich glaube an Gott» können je nachdem, von wem und bei welcher Gelegenheit sie ausgesprochen werden, bedeuten «Ich habe Angst – Ich will mich nicht mit meiner Erbtante überwerfen – Ich habe über diese Probleme nie nachgedacht, und ich bin auch zu bequem, dies künftig zu tun

usw. usw.» Im Munde eines Priesters, eines beamteten Religionsdieners können sie auch bedeuten: «Ich will nicht arbeitslos werden.» Vieles erfahren wir noch bei Hayakawa über den Umgang mit der Sprache, über ihren Gebrauch und Missbrauch, über ihren hohen Wert und ihre Gefahren. Die Macht des Wortes ist ungeheuer. Wenn die Menschen ihre nächste grosse Aufgabe lösen wollen, der Welt den Frieden zu geben und über alle Grenzen hinweg einträchtig zusammenzuarbeiten, um mit dem Hunger und all den schwierigen Problemen fertig zu werden, welche der unaufhörliche rapide Fortschritt der Technik aufwirft, müssen sie lernen, ihr wichtigstes Verständigungsmittel, die Sprache, richtig zu gebrauchen, durch den Schleier der abstrahierenden und mit Affekten und Vorurteilen geladenen Worte hindurchzustossen zu nüchterner Erkenntnis der Wirklichkeit. Bei diesem Bemühen kann uns allen die Semantik wertvolle Dienste leisten. Walter Gysssling.

fürchten. Im Gegenteil – die Begegnung mit einem von seinen Fesseln befreiten Katholizismus kann den Protestantismus anregen, sich selber noch gründlicher zu verstehen und energischer zu betätigen.

5. Der Jesuiten-Priesterorden ist eine Ausgeburt des 16. Jahrhunderts; mit diesem aber haben wir es überhaupt nicht mehr zu tun. Die ganze Romkirche ist in Bewegung geraten; dabei sind die Auswirkungen des zweiten Vaticanums erst in ihren Anfängen sichtbar geworden. Beide Kirchen werden es lernen, vom gegenseitigen Streiten abzusehen, den Streit zu ersetzen durch eine vernünftige und brüderliche Auseinandersetzung.

Einige Leser der «National-Zeitung» reagierten recht bald (Leserbriefe der «NZ» vom 19. 10. 67) und protestierten gegen Barths Nachgiebigkeit. Der erste: Die Jesuiten sind auch heute noch gebunden durch einen geradezu blinden Gehorsam gegenüber ihrem Orden und gegenüber dem Papst. Darum müssen die beiden Ausnahmebestimmungen stehen bleiben. Der zweite: Die Jesuiten kümmern sich ja heute schon keinen Pfifferling um die Bestimmungen unserer Bundesverfassung. Trotz dem klaren Wortlaut des Verbotes haben sie sich schon längere Zeit im Sinne der ihnen eigenen Mission eifrig betätigt.

So weit also Karl Barth und seine Kontrahenten in der «National-Zeitung». Wir haben weder die Absicht noch auch die Möglichkeit, die ganze an die Jesuiten- und Klosterfrage gebundene Kontroverse hier aufzurollen. Sicher ist, dass wir der hier von Barth vorgelegten Grundintention nicht zustimmen können. Wir müssen uns aber damit begnügen, aus der Rüstkammer unserer eigenen Auffassung nur einige wenige, uns aber besonders am Herzen liegende Einwände so kurz wie möglich zu formulieren:

1. Barth sieht also in den Klosterinsassen besonders pointierte und potenzierte, in den Jesuiten sogar penetrante Gestalten des christlichen Glaubens in seiner spezifisch katholischen Form. Ihre harten Konflikte mit dem Grundgedanken unserer Bundesverfassung sucht er als Zusammenstösse zweier Radikalismen geschichtlich zu verstehen. Es liegt in dieser Deutung viel Richtiges, aber es ist nur halbe Wahrheit. Barth bleibt bei diesen rein formal-psychologischen Begründungen stehen, die schweren Gegensätze in

## Jesuiten, Klöster – und Karl Barth!

«Wir werden heisse Eisen anpacken!» So versprach es die Basler «National-Zeitung». Nun, die Wahlen in die Bundesbehörden standen vor der Tür. Da war man doch der eigenen Reputation etwas schuldig und wollte sich der Leserschaft, der Oeffentlichkeit überhaupt, als forschen Draufgänger in empfehlende Erinnerung rufen. Da konnte es nicht ausbleiben, dass auch eines der heissesten Eisen, die Jesuiten- und Klosterfrage, die beiden Ausnahmeartikel unserer Bundesverfassung also, in ihrem rotglühenden Zustand von der Schmiedezange gepackt und behandelt wurde. Der Schmiedemeister aber, der da so wacker mit der Schmiedezange hantierte, war der grosse protestantische Theologe und Dogmatiker Karl Barth. Was er, der schon so manche Probe seiner Furchtlosigkeit abgelegt hat, uns zu dieser Frage zu sagen hat, muss unbedingt auch von uns zur Kenntnis genommen und beurteilt werden. Es ist, knapp zusammengefasst, das Folgende: Barth will die beiden Ausnahme-Artikel aus der Bundesverfassung herausnehmen, will also die Tätigkeit weder der Jesuiten noch der Klöster ein-

schränken. Und so begründet er seine Stellungnahme (7./8. Oktober 1967 in der «National-Zeitung»):

1. Gewiss sind die Jesuiten und die Klöster besonders pointierte, die Jesuiten sogar penetrante Gestalten des christlichen Glaubens in seiner spezifisch katholischen Form. Unsere Vorfahren haben aber die Jesuiten (mit einem kleinen Unterbruch in den Jahren 1774–1820) bis zum Jahre 1848 ausdrücklich oder stillschweigend ertragen und geduldet. Diese Tatsache müssen wir Heutigen, ob sie uns gefällt oder nicht, anerkennen und uns an sie halten.

2. Die von der Verfassung als unverletzlich erklärte Glaubens- und Gewissensfreiheit erlaubt keine andere Lösung als: Aufhebung der beiden genannten Ausnahme-Artikel.

3. Von den gegen Jesuiten und Klöster erhobenen Anklagen sind sicher einige begründet, andere aber masslos übertrieben und vergrößert.

4. Wenn der Protestantismus fest, ruhig und sicher zu seinen eigenen Glaubensgrundlagen steht, hat er weder von den Klöstern noch von den Jesuiten auch nur das geringste zu be-